

**Zeitschrift:** Die Berner Woche

**Band:** 36 (1946)

**Heft:** 12

**Artikel:** Der Garten

**Autor:** Jemelin, Erika

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-638030>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 22.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

„Um so eher ein Grund, Stämpfli, dass Ihre Frau keine weiteren Kinder mehr bekommt. Meinen Sie nicht auch?“

Balthasar lachte noch vergnüglicher. Seine Äuglein waren jetzt kaum mehr zu sehen. „Das goht ned guet, Herr, ned guet, – mer händ enand gar gärn!“

Das Lachen pflanzte sich fort und rüttete an dem gedrungenen Leib, brachte die kurzen, krummen Beine zum Wackeln, so dass das ganze Männlein anzusehen war wie eine unheimliche Gnomenscheinung aus der Walpurgisnacht.

„Wie heisst das Kind?“ fragte Keller betroffen und angewidert und zückte den Federhalter, um die Eintragung vorzunehmen.

Stämpfli brachte einen zerknitterten Zettel aus dem Hosensack, wahrscheinlich war es ihm zu zungenbrecherisch, den Namen auszusprechen.

„Beatrice“, las Keller.

„Auch das noch“, brummte er, und trug die neugeborene Beatrice, elcheliche Tochter des Handlängers Balthasar Stämpfli und dessen Ehefrau Ida, geborene Studer, ins Geburtsregister ein.

Diese Begegnung beschäftigte ihn noch lange. „D'Stadt hilft“ – und „Mer händ enand gar gärn“ – tönte ihm jedesmal in den Ohren, wenn ein Trinker, ein Arbeitsscheuer, irgendeine lose, fragwürdige Existenz Nachwuchs anmelden kam zum fünften, zum sechsten und zum siebten Mal...

\*

Unterdessen wartete Keller mit steigender Unruhe auf den Bescheid von Professor Reinhardt. Erst Ende der dritten Woche kam eine Karte, dass er kommenden Montag nachmittags vier Uhr zur Konsultation erwartet würde.

Er fragte sich, ob er Christine davon Kenntnis geben wolle, entschloss sich aber dann zum Abwarten. Waren seine Befürchtungen grundlos gewesen, so sollte sie von den trüben Erinnerungen aus seiner Jugendzeit verschont bleiben. Reichten aber die Schatten bis in die Gegenwart und darüber hinaus, dann mochte sie über beider Schicksal entscheiden.

Der Gedanke, dass er Christine verlieren könnte, trieb ihm das Blut zum Herzen. Er mochte sich sein Dasein nicht mehr ohne sie denken, die ihr Leben so tapfer und tüchtig lebte und mit ihrer angeborenen Mütterlichkeit, ihrem Humor und ihrer inneren Ausgeglichenheit eine vortreffliche Ehefrau zu werden versprach. Sie würde ein Zusammenleben nicht mit unnötigen Problemen komplizieren. Sie verstand es, sich anzupassen, sie blieb bescheiden und blieb sich immer gleich. Diese Eigenschaften waren es, die ihn, den bald Vierzigjährigen, noch bewogen hatten, eine Ehe einzugehen. Neben Christine würde sein Leben in derselben steten, ruhigen Bahn weitergehen wie bis jetzt, nur dass er

den Vorteil weiblicher Liebe und Fürsorge dazu genoss.

So sah er dem Montag mit Bangen und Pein entgegen. Das Fragezeichen an seinem Lebensweg, das plötzlich riesengross und drohend aufgetaucht war, hemmte seinen Schritt.

Hermann Keller war es noch immer zuwider gewesen, beim Arzt sitzen zu müssen, selbst dann, wenn dieser Arzt sein Freund war. Doch war er diesmal im Sprechzimmer von Professor Reinhardt empfand, das war weit schlimmer als starker körperlicher Schmerz. Er litt grausam. Er schämte sich, das Urteil über seinen Vater entgegennehmen zu müssen.

Professor Reinhardt, hager, gross, mit glattem, scharfgeschnittenen Gesicht, klugen hellen Augen, er kannte solche Situationen und suchte sie auf die gerade und einfachste Art zu meistern.

„Beatrice“, las Keller.

„Hier zum Beispiel schildern Sie den Eifersuchtwahn des Kranken. Dieser Wahn ging so weit, dass der Mann Frau und Kinder, ganz besonders aber die Frau, misshandelte, und dass die Familie Schutz in der kleinen Scheune hinter dem Hause suchen musste. Die Spaltung des Bewusstseins, auch Spaltungsirresein genannt, machte es durchaus möglich, dass er einerseits seine Frau zutode quälen, anderseits über ihre Krankheit bei seinen Gästen in der Wirtstube Tränen vergießen konnte. Seine Linke wusste also nicht, was seine Rechte tat. Mit andern Worten: Das gleichzeitige Lachen und Weinen ist eine Teilerscheinung der schizophrenen Ambivalenz. Und das bedeutet nun wieder: Gleichzeitiges Bestehen entgegengesetzter Streubungen im Fühlen, Denken oder Wollen. Können Sie mir folgen, Herr Keller?“

(Fortsetzung folgt)

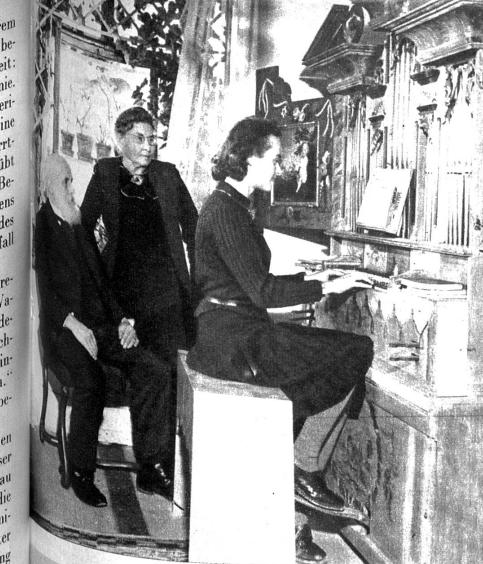
sahen nur den Alkoholismus. Bei Ihrem Vater verband er sich mit einer ganz bestimmten Form von Geisteskrankheit. Wir Ärzte nennen sie Schizophrenie. Schizophrenie bedeutet eine charakteristische Veränderung im Gemüt, eine eigenartige Denkstörung, eine Verwirrtheit, ohne dass das Bewusstsein getrübt ist, eine sogenannte Spaltung des Bewusstseins, sowie Störungen des Wollens und des Handelns. Den Ausgang des Leidens bildet in der Regel ein Zerfall der Persönlichkeit.

Die paranoide Form der Schizophrenie, die sich im Krankheitsbild Ihres Vaters deutlich abhebt, – es gibt verschiedene Formen dieser Krankheit – kennzeichnet sich durch Wahnvorstellungen, Sinnestäuschungen und Verfolgungsdelusionen.

Professor Reinhardt zeigte auf ein bestimmtes Blatt:

„Hier zum Beispiel schildern Sie den Eifersuchtwahn des Kranken. Dieser Wahn ging so weit, dass der Mann Frau und Kinder, ganz besonders aber die Frau, misshandelte, und dass die Familie Schutz in der kleinen Scheune hinter dem Hause suchen musste. Die Spaltung des Bewusstseins, auch Spaltungsirresein genannt, machte es durchaus möglich, dass er einerseits seine Frau zutode quälen, anderseits über ihre Krankheit bei seinen Gästen in der Wirtstube Tränen vergießen konnte. Seine Linke wusste also nicht, was seine Rechte tat. Mit andern Worten: Das gleichzeitige Lachen und Weinen ist eine Teilerscheinung der schizophrenen Ambivalenz. Und das bedeutet nun wieder: Gleichzeitiges Bestehen entgegengesetzter Streubungen im Fühlen, Denken oder Wollen. Können Sie mir folgen, Herr Keller?“

(Fortsetzung folgt)



Oben: Prof. Laur in seinem Heim in Effingen. Eine Ecke mit der Toggenburger Bauernorgel. Seine Enkelin spielt. Frau Prof. Laur ist ihm bei Erfüllung seiner Aufgabe immer tapfer zur Seite gestanden



Links: Prof. Laur als Landwirtschaftsschüler



Rechts: Im Büro in Brugg um die Jahrhundertwende als Bauernsekretär

## Zum 75. Geburtstag von Prof. Dr. E. Laur

Es ist unmöglich, die so fruchtbare Tätigkeit von Prof. Dr. Laur, die 1897 mit der Gründung des Schweizerischen Bauernverbandes in verstärktem Mass eingesetzt hat, in wenigen Sätzen zusammenzufassen. Bei seinem Rücktritt als Bauernsekretär im Jahre 1939 hat Dr. F. Porchet, Präsident des Schweizerischen Bauernverbandes, in einer Ansprache versucht, wenigstens die leitenden Grundsätze und die Arbeitsweise herauszuschälen, aus denen heraus die hervorragende Erfolg von Prof. Laur erklären lässt.

Das ganze Werk fußt auf dem einen Gedanken, die Schweizer Bauern in einer Vereinigung zusammenzufassen, deren Zweck sich ohne weiteres aus dem Namen ergibt: Schweizerischer Bauernverband. Dr. Laur hat immer und immer wieder mit Erfolg darauf hingearbeitet, diese Einigung zu erhalten. Die Gründung des Bauernverbandes 1897 war eigentlich eine Folge der landwirtschaftlichen Krise, die gegen Ende des letzten Jahrhunderts in der Schweiz herrschte. Diese Krise hatte ihren Ursprung nicht in vorüber-

gehenden Ursachen, sondern in der Entwicklung der Weltwirtschaft. Die Verbesserung des internationalen Transportwesens und die Ausdehnung, welche die koloniale Landwirtschaft dadurch erfuhr, änderten die Marktverhältnisse für landwirtschaftliche Produkte von Grund aus. Dr. Laur stellte den leitenden Grundsatz auf, dass die Verkaufspreise für Erzeugnisse des Schweizerbodens nicht durch die ungezügelte Konkurrenz der freien Einfuhr bestimmt sein dürfen, sondern dass sie sich nach den normalen Produktionskosten im Inland richten sollten. Um diese Erzeugungskosten einwandfrei festzustellen, begann er das Meisterwerk: die Kontrolle von Buchhaltungen über die Rentabilität der schweizerischen Landwirtschaft zu ermöglichen.

Auch hat Prof. Dr. Laur eine grosse Tätigkeit auf dem Gebiet der Verbesserung der Technik des Landbaus und der Ausdehnung des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens entwickelt, nicht zuletzt auch als Professor an der ETH in Zürich.

In seinen „Erinnerungen eines schweizerischen Bauernführers“ schreibt Prof. Laur:

„Es war ein inhaltreiches Leben, das von Arbeit, Kampf und Streit erfüllt gewesen ist. Dennoch habe ich wenig persönliche Feinde und nur vereinzelt gehässige Gegner gehabt. Dank und Anerkennung sind mir in überreichem Mass zuteil geworden. In meinem Arbeitszimmer in Effingen steht eine grosse gemalte Bauerntruhe; sie ist angefüllt mit Ehrenurkunden aller Art des In- und Auslandes. Die schönste Auszeichnung aber war das Vertrauen und die Liebe, die mir die Bauern entgegenbrachten.“

## Der Garten

Von Erika Jemelka

Cornelias Schuhweg führte an einen Garten vorbei, der hinter einem mächtigen schmiedeisernen Gitter verborgen lag. Ein tausend Blütenwunder zu bergen lag zwischen den Böschungen. Besonders im Frühling, wenn die Böschungen in zauberhafter Pracht aufblühten, böschen gleich vom Hintergrund Goldregensträucher gleich vom Laub gefallenen Sonnen durch grünes Laub funkeln und betörenden Frieden ausstrahlen. Sanften Wellen bis auf die Strasse drangen es kaum einen Tag, an dem das Bachbett nicht stehen blieb, das Schleiflein verlangend an die tremende Eisenstäbe presste und versuchte, so möglich von all dem Duft und Blühen erhaschen zu können.

Ehemal durch diesen Garten geführt, dachte es immer wieder sehnsüchtig, einziges Mal durch diesen Garten zu dürfen, mit der Zeit so stark und beherrschend, dass Cornelias ihm zuletzt nicht zu widerstehen vermochte. Eines Nachmittags, als die Strasse in flimmender Sonne lag, legte sie zitternd die Hand auf die Klinke des schweren Gittertores und

suchte, sie niederzudrücken. Sie hatte nichts Böses im Sinn, nein. Nur ein allerziges Mal durch diesen Zaubergarten wollte sie und nachher zufrieden gehen. Aber all ihr Mühen war vergebens; streng und trennend ragten die Eisenstäbe und gaben nicht das kleinste Spälein frei.

„Warum haben wir nicht ebenfalls einen herrlichen Garten?“ fragte sie darauf ihren Vater, als sie an seiner Hand auf einem sonnigen Spaziergang durch die Strassen schritt, und aus ihrer Stimme klang geheimer Trotz.

Nicht allen Menschen ist es vergönnt, Gärten zu besitzen, versuchte er zu trösten, „das ist nun einmal so auf der Welt. Aber haben wir nicht den Wald, den Schönen aber war, dass sie in Clem keinen Fremden, sondern einen Gefährten der Heimat fand. Wenn sie miteinander von den lieben alten Städten sprachen, die flussumrauscht unter einem heiteren Himmel lag, dann fragte sich Cornelius oft, weshalb wohl der Drang, der sie in die Weite getrieben, so stark zwingend gewesen war.“

Natürlich, der Vater hatte recht, Cornelius wusste es wohl. Sie liebte den Wald mit seinen heimlichen Verstecken, die mit der Zeit so stark und beherrschend, dass Cornelias ihm zuletzt nicht zu widerstehen vermochte. Eines Nachmittags, als die Strasse in flimmender Sonne lag, legte sie zitternd die Hand auf die Klinke des schweren Gittertores und

so vergingen die Jahre und aus dem kleinen Mädchen mit den honiggelben Zöpfen wurde eine grosse Cornelia, die in die weite Welt hinausging. Hatte sie nicht in unzähligen Stunden von einer unbekannten Ferne, von verlorenen Küsten und wildbewegten Wassern geträumt? Nun fuhr sie über Meere, deren Unendlichkeit sie erschreckte, wanderte durch Städte, in denen sie nicht heimisch werden konnte und lebte an der Seite von Menschen, die nichts von ihrem innersten Wesen erahnten und ihr deshalb gleichgültig blieben.

Eines Tages jedoch begegnete ihr Clem. Seine Freundschaft war wie Ausruhen nach endlosen Irrfahrten, war wie Heimfinden nach einer langen Reise. Das Schönte aber war, dass sie in Clem keinen Fremden, sondern einen Gefährten der Heimat fand. Wenn sie miteinander von den lieben alten Städten sprachen, die flussumrauscht unter einem heiteren Himmel lag, dann fragte sich Cornelius oft, weshalb wohl der Drang, der sie in die Weite getrieben, so stark zwingend gewesen war.“

Aber es wollte ihr nicht so recht gelingen. Als jedoch Clem zärtlich seinen Arm um ihre Schultern legte und zu ihr herunterlächelte, lächelte sie zurück; glücklich, ein wenig unglaublich und voller Gottes, lasst mich doch einmal durch jenen wunderschönen Garten gehen, ein allzeit muntere und jedes Vögleins Sommerleid.

So kehrten sie miteinander in die Hei-

mat zurück; Cornelia schritt durch die Strassen, die altvertrauten, und ihr war, als sei ihr Herz niemals richtig fort gewesen. Noch dufteten die Linden am alten Wege, noch legte die Sonne einen dunklen Goldton über rissiges Gemäuer und in der Tiefe, da rauschte der grüne Fluss. Dann aber geschah das Wunderbare: Clem führte sie durch ein altes, schmiedeisernes Gittertor in einen Garten, der in frühlinghaften Glanz und Blühen lag. Es war der selbe Garten, vor dem sie als kleines Mädchen so unzählige Male verlangt geblieben. Und sie schaute, wie Clem die schönen, dunkelgrünen Wald, wo sonnigen Lichtungen zartblaue Glockenblumen blühen? Gehörten uns nicht die Wiesen voller Blumenduft, der Bach, der allzeit muntere und jedes Vögleins Sommerleid?

Natürlich, der Vater hatte recht, Cornelius wusste es wohl. Sie liebte den Wald mit seinen heimlichen Verstecken, die mit der Zeit so stark und beherrschend, dass Cornelias ihm zuletzt nicht zu widerstehen vermochte. Eines Nachmittags, als die Strasse in flimmender Sonne lag, legte sie zitternd die Hand auf die Klinke des schweren Gittertores und

so sehr!